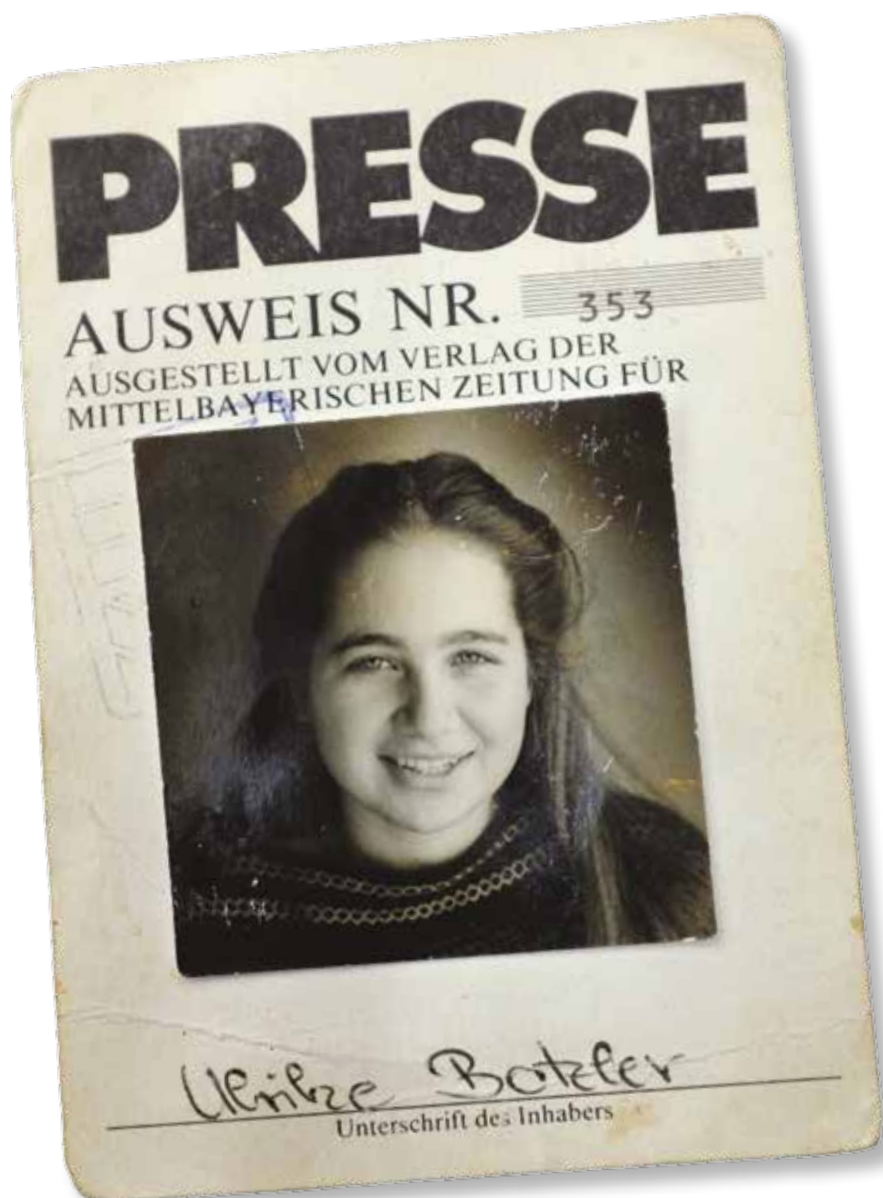


Zeitungsredakteurin mit Migrationshintergrund

Allein der journalistische Blick zählt



„Die Schlacht ist geschlagen, der Sieger genervt.“ So begann am 20. November 1992 mein Artikel über die Zollreform, für deren Umsetzung der damalige Finanzminister Jean-Claude Juncker über Monate mühsam in Koalition und Parlament kämpfen musste. Ich hatte darüber ein Interview mit Herrn Juncker geführt. Das ist mein Job. Seit über zwanzig Jahren berichte ich als Journalistin in Luxemburg über Menschen, Ereignisse, Politik, gesellschaftliche Entwicklungen.

Oben: Der erste Presseausweis in Deutschland hat für die Journalistin heute Souvenircharakter.

Doch dieser Text hier verlangt von mir, mich selbst unter die Lupe zu nehmen. Soll er doch von meinem deutschen Pass handeln, dem ich 2009 einen luxemburgischen hinzugefügt habe, von den etwaigen Auswirkungen dieser Einwanderung und Doppelstaatsbürgerschaft auf meine Arbeit. Folglich frage ich mich all dies im Auftrag von *ons stad*, denn selbst hatte ich noch nie darüber nachgedacht: Ändert die eigene geographische Herkunft den Blick auf den Menschen gegenüber? Schreibt eine Deutsche in Luxemburg anders als ihre einheimischen Kollegen? Falls ja, hat sich durch meine Einbürgerung 2009 wiederum etwas geändert?

Am besten fange ich mit zwei Erinnerungen an meine Anfangsjahre an. Die eine betrifft eben jenen längeren Beitrag in der Wochenzeitung *D'Lëtzebuurger Land* über die Zollreform und den genervten Sieger. Denn der Artikel hat eine interessante Vorgeschichte. Über vierzig Minuten wartete ich damals als junge Journalistin, noch recht neu im Land, auf das Interview, das ich erst nach hartnäckigem Nachfragen gewährt bekommen hatte. Es sollte mein erstes Zusammentreffen mit Jean-Claude Juncker sein.

Letztendlich durfte ich ins Büro eintreten, sah einen Mann in den Vierzigern auf und ab gehen, sagte „Bonjour“ und wartete. Er hielt nicht inne. Stumm setzte ich mich. Da fragte er mich über dem Gehen: „Welche Frage haben Sie denn?“ Ich stellte meine erste Frage. Er: „Was für eine dumme Frage.“ Ich: „Herr Minister, wenn Ihre Antwort darauf auch dumm ausfällt, können wir das Interview gleich bleiben lassen.“ Daraufhin blieb Herr Juncker mitten im Raum stehen, drehte sich zu mir und sagte: „Sie sind nicht von hier.“ Ich: „Nein, aus Bayern.“

Das Interview fand dann im besten Einvernehmen statt. Was lehrt die Geschichte? Dass ein Journalist sich nicht gleich den Schneid abkaufen lassen darf. Die Tatsache, dass ich aus einem anderen Land stammte, war nebensächlich bei diesem Wortduell. In der Hauptsache ging es darum, dieses nur unwillig gewährte Interview führen zu dürfen.

Die Tatsache, einen deutschen Pass zu besitzen, hat mich nie bei der Arbeit gestört. Fragen habe ich mir keine gestellt, auch sonst niemand. In einem Land mit so hoher Einwanderungsquote ist mein Fall ja auch nichts Besonderes. Dass ich eine Journalistin mit Zuwanderungsgeschichte bin, hat mich von Anfang an zudem nicht davon abgehalten, über wichtige Luxemburger Themen wie Arbeitslosigkeit, Wahlen, Landesplanung, Schule und Steuerpolitik zu berichten oder Debatten im Parlament zu kommentieren. Den Lesern ist es sowieso egal, wer schreibt, sie interessiert zu Recht, was ich wie schreibe. Beim Journalismus geht es um die Kunst des Beobachtens,

Verstehens und geschickten Verpackens in Wort und Bild.

Rückblickend fällt mir aus meiner Zeit als Ausländerin nur ein einziger Nachteil auf: Es kommt in diesem Beruf sehr stark auf Beziehungen, Seilschaften und Kontakte an. Da stellt sich allen ausländischen Journalisten, die nicht in Luxemburg groß geworden sind, das gleiche Problem. Denn sie stehen alle anfangs mit leeren Händen da. Man ist eben mit keinem in der Schule gewesen, bei den Messdienern oder bei den Pfadfindern, niemand kennt die Eltern, man ist ein unbeschriebenes Blatt. Da helfen nur Kommunikationstalent, Hartnäckigkeit, um an die richtigen Leute heranzukommen für seine Recherchen, und Gewissenhaftigkeit, um sich einen guten Namen zu machen. Dazu gesellt sich in meinem Fall als „Mitbringsel“ aus Deutschland eine sehr solide handwerkliche Ausbildung zur Redakteurin, gefolgt von einem Kommunikationsstudium.

Ich habe mich auch nie als „Deutsche vom Dienst“ verstanden, als Fachfrau für Integrationsfragen. Ich überlasse auch Grenzregionsthemen lieber einem Luxemburger Kollegen, der seit zehn Jahren jenseits der Mosel lebt, weil er viel mehr aus aktuellen Erfahrungen schöpfen kann als ich nach über zwanzig Jahren in der neuen Heimat.

Und nun zum zweiten Erlebnis: Nur ein einziges Mal versuchte ein Interviewpartner, – mal wieder beim hartnäckigen Nachhaken zu einem heiklen Thema – mich mit der Bemerkung aus der Fassung zu bringen, meine Landsleute hätten seinen Vater ins KZ gebracht. Ich brach – wofür ich mich nicht wirklich schäme – in einen Sturzbach von Tränen aus, schneuzte in sein eilig mir gereichtes blütenweißes Stofftaschentuch und setzte ungerührt mein Interview bei der Frage weiter, bei der er mir ausgewichen war. Mehr Nazi-Ressentiments bekam ich nie zu spüren, was ich meinem toleranten Gastgeberland hoch anrechne.



Guy Hoffmann



© Reiner Fröhlich

Reportereinsatz in einer Bundeswehrkaserne in Amberg Ende der 1980er: In Deutschland hat Uli Botzler ihren Beruf von der Pike auf gelernt, analog fotografieren und Abzüge entwickeln inklusive.

Mein Ass im Ärmel war eh der Satz „Ech si kee Preiss, ech sinn e Bayer.“ Damit brach ich schnell das Eis, denn mit Bayern verbinden so viele Menschen schöne Bilder von einem gemütlichen München, spannenden Fußball und süffigem Bier, dass die erste Hürde bei der Kontaktaufnahme schnell gemeistert war.

Klar sahen mich die Leute in Luxemburg als Deutsche, sprach ich doch anfangs beruflich nur meine Muttersprache und übte heimlich die Landessprache. Nach ein paar Monaten wurde ich aber so kühn, auch Interviews auf Luxemburgisch zu führen, was durchwegs besser funktionierte, wie ich erwartet hatte. Meine Luxemburger Gesprächspartner wussten es zu schätzen, dass ich mich in die schwierigere Rolle begab, um es ihnen angenehmer zu machen. Da nahmen sie ein paar Schnitzer bei der Aussprache gelassen hin. Ich denke, heute gelte ich eh nur noch als halbe Deutsche und eben als halbe Luxemburgerin mit einem drollig gerollten „R“ beim Sprechen.

Zurück zum Thema Migrationshintergrund. Ich bin in meiner Branche, den Printmedien, wie gesagt, nicht alleine damit. Speziell unter den französisch schreibenden Kollegen sind viele Ausländer, ein Großteil Grenzgänger. Kein einfacher Stand, denn wer über Land und Leute schreiben soll, ohne selbige richtig aus dem erlebten Alltag zu kennen, verharrt mitunter in einer Sicht- und Denkweise, die der von Auslandsreportern ähnelt.

Ich habe dem vorgebeugt, in dem ich mich trotz horrender Mietpreise sofort mitten in der Hauptstadt angesiedelt habe. Das hat sich in punkto schnelle Integration voll ausgezahlt. Finanziell gesehen ist meine Vorliebe für das Leben in dieser wunderbaren Hauptstadt aber ein teures Vergnügen. Als Journalist verdient man

nun einmal nicht so viel Geld und hat übrigens keinen hohen Status. Wie sagte Krimi-Lady Agatha Christie es doch einmal so schön: „Ich habe Journalisten nie gemocht. Ich habe sie alle in meinen Büchern sterben lassen.“

Hoffen wir, dass die Journalisten als Berufsgattung nicht so leicht aussterben werden.

Aber die Presse muss aufpassen, dass sie nicht ihre Leser verliert. Wenn man sich Gedanken machen sollte über Printjournalisten und ihre Herkunft, dann über die Tatsache, dass die meisten aus der Mittelschicht stammen, dass ohne Studium kaum einer mehr in eine Redaktion aufgenommen wird, was zu einseitiger Weltsicht führen kann. Damit geht etwas Wichtiges verloren: Der Blick auf andere Milieus, andere Welten – im Journalismus gilt wie in der Politik: schlecht wird es, wenn die Handelnden mehr mit ihrer eigenen Lebenswelt zu tun haben als mit der Wirklichkeit der Nation.

Die besten Geschichten über ein Land macht man, wenn man mit staunenden Augen darauf blickt. Diesen neugierigen Blick konnte ich mir vielleicht so gut bewahren, weil ich eben eine alte und eine neue Heimat habe, die ich nicht miteinander vergleiche, sondern Luxemburg in seiner Einmaligkeit wahrnehme. Ich decke als Redakteurin beim Wochenmagazin „Télécran“ von Politik, Kultur, Wirtschaft bis Sport eine breite Palette ab. Das macht mir enorm Spaß, und ich freue mich als Luxemburgerin Woche für Woche, wie vielfältig unser Land mit seiner gut einer halben Million Einwohner ist.